Der

Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 11.

Den 11ten März 1809.

Erklärung des Kupfers.

Das Königliche neue Palais im Garten zu Sans Souci. Es wurde gleich nach dem 7jährigen Kriege von Friedrich dem Großen erbaut, mit einer Pracht, die eines großen Königs würdig war.

An die, zur großen Gesellschaft abgehenden, Freunde.

Schöpfet dann aus weitem Meere
Freud' und wahre Lust für euch!
Glaubt ihr, daß ich was entbehre,
Weil ich mich, dem Pilgrim gleich,
Nicht aus meiner Zelle kehre?

Tanzt und hascht die Freuden heute,
Lacht und scherzet wohlgemuth,
Grüßt mir die geliebten Leute,
Allen wünsch' ich heitres Blut,
Ueber die ich sonst mich freute.

Geht, o thut mir's zu Gefallen!
Glaubt, in dieser Einsamkeit,
Wo mir keine Saiten schallen,
Und mich kein Gelärm zerstreut,
Wird mich dennoch Lust umwallen.

Hier in diesem kleinen Raume
Find' ich Platz für meine Welt,
Die aus einem goldnen Traume
Sich vor meine Augen stellt,
Gleich dem Hesperidenbaume.

Hier beherrsch' ich Land und Meere
Und bestimme, was da recht,
Menschlich und vernünftig wäre,
Und was jeglichem Geschlecht,
Dem Gesetz nach, zugehöre!

Da verwehren Schwert und Ruthen
Nicht die freie Wissenschaft,
Nach dem Maaß des reinen Guten
Prüf' ich aller Helden Kraft,
Die einst Völker ließen bluten.

Viele werden da als Räuber
Streng erkläret in die Acht,
Doch des Alexanders Schreiber
Wird mit Lob und Ruhm bedacht,
Selbst Ulysses Schweinetreiber.

Um mich her sind Nationen
Und die Geister hergereiht,
Die auf allen Erdenzonen
Würdig der Unsterblichkeit,
Noch in edlen Schriften wohnen.

Unter wohlgetreuen Räthen,
Sitz ich, wie ein König, da,
Gibbon, Kant und Tasso treten

Mit Plutarch und Seneca
An die Stelle armer Feten.

Hier betracht ich Roma's Grenze
Dort Palmyras Alterthum,
Sehe dann die Siegerkränze
An des Parnaß Heiligthum
Und Eleusis heil'ge Tänze.

Newton führt mich in die Höhen
Himmlischer Unendlichkeit,
Und mit Cook befahr ich Seen,
Und Homer macht mich bereit
Selbst die Unterwelt zu sehen!

Folard lehrt mich Heere stellen,
Friedrich kühn und fein den Krieg.
Da fühl ich den Busen schwellen
Zu erkämpfen Glück und Sieg,
Ohn' ein Bajonett zu fällen.

So vergeht mir jede Stunde
Lehrreich, unterhaltend, leicht.
Mit der Musen Kunst im Bunde,
Hat man großes Glück erreicht —
Man vergißt die Tafelrunde!

Kinderprobe.

Die alten Deutschen hielten auf Zucht, Keuschheit und Reinigkeit ihres Stammes. Dies ging damals leichter, weil die Frau nicht sowohl dem Mann, als der Mann der Frau ein Heirathsgeschenk brachte. Er führte ihr einigen Schmuck, Rinder, ein gesatteltes und gezäumtes Pferd, ein Schild, einen Speer,

als Zeichen der Liebe zu. Sie gab ihm dagegen nur eine Waffe. Aeltern und Verwandte waren bei der Ueberbringung der Brautgeschenke gegenwärtig, und übergaben dem Freier das Mädchen, welche von nun an in der Arbeit des Feldes, in den Schlachten des Krieges, in allen Beschwerlichkeiten des Lebens seine Gefährtin wurde. Da die Frauen übrigens sittsam zu Hause blieben, und weder durch Gesellschaften noch Lectüre verdorben wurden, so verlohren sehr wenige ihre Unschuld. Fand sich aber dennoch ein seltenes Beispiel, so wurde die Frau, nachdem ihr die Haare abgeschnitten waren, vor den Augen ihrer Verwandten durch das ganze Dorf, wo sie wohnte, von dem Mann fortgepeitscht. „Denn," wie der älteste Geschichtschreiber der Deutschen bemerkt: „man lacht bei dieser Nation nicht über dergleichen Schwächen, oder nennt verführen und verführt werden, Zeitgeist; ein kundgewordenes Verbrechen erhält keine Gnade!"

Eine solche Reinheit der Sitten, eine solche Strenge in der Bestrafung konnte nur so lange bestehen, als die Nation in ihrem ursprünglichen einfachen Zustande blieb. Je mehr Luxus, fremde Gewohnheiten, berauschende Getränke, Pracht, Verfeinerung, Schlauheit und List ihnen mitgetheilt wurden, desto mehr mußten sie von ihrem ehemaligen Charakter verliehren. Vielleicht trat der Zeitpunct früh ein, wo die Männer durch die Geschäfte des Krieges ohne ihre Frauen von Haus und Heerd abgerufen, besorgt um die Treue ihrer Weiber wurden, wenn es wahr ist, was man von der Kinderprobe der alten Deutschen erzählt. Sie setzten das

neu-

neugebohrne Kind auf einem Schilde in den Rheinstrom. Blieb es an dem diesseitigen Ufer, so wurde es für ächt, schwamm das Schild mit dem Kinde gegen das jenseitige Ufer hin, so wurde es für unächt erklärt. Man setzt hinzu, daß von dieser Reinigungsprobe der Fluß selbst den Namen: Rhein erhalten habe; in diesem Falle aber müßte er Rein geschrieben werden.

Unstreitig war diese Probe, wenn sie wirklich je statt gefunden hat, eine kluge Erfindung der deutschen Priester und Oberhäupter, die Frauen in Furcht zu setzen. Ging der Glaube, daß die Götter solche verborgene Keuschheitssünden durch die Strömung des Wassers an den Tag bringen würden, in die religiösen Ideen über, so konnte dies allerdings die Weiber, welche von diesem Aberglauben eingenommen waren, abhalten, daß sie in Abwesenheit ihrer Männer und in der größten Gewißheit, nicht von Menschen verrathen zu werden, sich dennoch nicht einem unerlaubten Vergnügen hingaben. Wenn man heut zu Tage dergleichen Glaubensartikel einführen, oder andere Kinderproben erfinden wollte: so müßten sie weit philosophischer aussehen, sollten sie nicht für Schnurren und Alfanzereien gehalten werden. In unseren reinsittlichen Zeiten fällt auch die Veranlaßung dazu weg. Denn jedermann ist ja von der Tugend der deutschen Frauen eben so gewiß, als von der seinigen überzeugt.

Ist der Champagner, der Rheinwein, oder der Ungar älter, und wie alt sind sie überhaupt?

Ungefähr 100 Jahr nach Christi Geburt wußte man in Deutschland noch nichts von dem Weinbau. Denn Tacitus, welcher zu dieser Zeit lebte, und die Sitten der Deutschen beschrieb, erzählt von ihnen, daß sie sich eines Getränks bedienten, das dem kahnigen Wein ähnlich, aus Gerste bereitet werde. Dies war das Bier; welches sie sich dessen ungeachtet so gut schmecken ließen, daß sie Tag und Nacht dasselbe zechten. Sie berauschten sich damit öfters, es entstanden ernste Händel, und oft wurde das Gelage mit Blut und Wunden geschlossen. Inzwischen kauften doch schon zu dieser Zeit die Anwohner des Rheins Wein, und tranken ihn. Allein tiefer nach Deutschland hinein wurde der Wein gar nicht gebracht, ja er war sogar verbothen. Die Deutschen, namentlich die Schwaben, glaubten, er schwäche die Kräfte des Menschen, verweichliche die Sitten, reize zur Wollust, und mache den Mann weibisch und verzagt. Sie räsonirten ohngefähr so gegen den Rebensaft, wie unsere Väter gegen den Kaffee. Man trank Bier, bis sich endlich doch der Wein einschlich, und den Triumph erhielt.

Noch als der Kaiser Julian gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Deutschland kam, mußte der Wein sehr selten seyn, ob er gleich schon daselbst gebaut wurde. Dem Kaiser wollte das deutsche Bier gar nicht behagen, und er verfertigte selbst darauf fol-

folgendes Epigramm, das ursprünglich griechisch geschrieben ist.

Wer und woher bist du? Ich schwör' es beim wirklichen Bacchus,
Jupiters Sohn kenn' ich, aber dich selber noch nicht.
Jener duftet von Nectar, doch du nach dem Bocke des Celten.
Aermlich wirst du aus Korn stachlichter Aehren gebraut.
Nenne dich drum nur Ceres Sohn und nicht Dionysos,
Lieber den Krüppel von Rausch, als den erheiternden Gott!

Derjenige, welcher zuerst in Gallien und in die Länder jenseits des Rheins den Weinbau einführte, war der Kaiser Probus, der den Namen mit der That hat, denn es war ein rechtschafner, vortreflicher Regent. Dieser ließ, sobald er die gallischen Provinzen wieder erobert hatte, in der Champagne und an der Mosel Wein pflanzen, um die Einwohner zur Arbeit, Indüstrie und zu dem damit verknüpften Genuß anzuleiten. Von diesen ersten Pflanzungen haben die Rheingegenden, die Ufer des Neckar und des Mains und so fort die inneren Gegenden von Deutschland ihre Weinstöcke erhalten. Man sieht daraus, daß der Rheinwein jünger als der Champagner ist, beide Brüder von einer italiänischen Rebe, ungleich an Stärke, Kraft und Dauer der Wirkung, die sie bloß dem Boden verdanken, in dem sie reiften.

Das

Das Jahr, in welchem Probus den Weinbau den Galliern erlaubte, war 277 nach Christi Geburt.

Demselben Kaiser hat auch Ungarn seine ersten Weinberge zu danken. Er gebrauchte zur Urbarmachung des Bodens selbst seine Soldaten. Die Einwohner, welche den Eifer des Kaisers und ihren eigenen Vortheil dabei sahen, unterstützten ihn, und bald wuchsen die herrlichsten Früchte. Die Einführung des Weinbaues in Ungarn geschah etwa 5 Jahr später. Danach läßt sich das Alter des Anbaues dieser drei Weine leicht berechnen.

Ein Kunstwerk in Breslau.

Ungeachtet Breslau viel Schönes in mancherlei Arten und Formen aufzuweisen hat, und viele Künstler, als Mahler, Bildhauer, Architecten, Tonkünstler und Schauspieler, von denen ein andermal hier ein Mehreres vorkommen kann, sich vortreflich auszeichnen: so ist doch meines Wissens ein Kunstwerk von der Gattung, wie man es jetzt hier sehen kann, noch nicht vorhanden. Die Horndrechsler Herren Seling und Geiler haben ein Schachspiel verfertigt, welches gewiß verdient, von dem eigentlichen Kunstkenner betrachtet zu werden. Die Figuren sind aus Buchsbaum und aus Ebenholz gedreht. Man erstaunt über die Mühe, welche die Künstler auf die Ausarbeitung gewendet haben müßen, ungeachtet sie behaupten, daß der Aufwand der Zeit nicht sonderlich groß gewesen sey. Dem sey, wie ihm wolle, so ist das Werk des Meisters würdig.

Ich kann mich hier auf die Beschreibung selbst nicht einlassen. Sie würde zu weitläuftig und vielleicht nicht einmal verständlich werden. Also nur im Allgemeinen so viel. Das Brett besteht wie die Figuren aus Buchsbaum und Ebenholz, so daß die Quadrate mit gelber und schwarzer Farbe abwechseln. Es wird bedeckt von einer schwarzen Tafel aus Ebenholz, die in der Mitte um einen Pilaster eine Rundung hat, auf der die verfertigten Schachfiguren stehen. Um sie vor dem Staub zu bewahren, ist darüber eine Glaßglocke gesetzt. Jede Figur ist aus einem Stück gedreht, und die zu einer Gattung gehören so genau ähnlich, eine der andern, als wären sie aus einer Form gegossen. Die Verzierungen sind einfach, nicht überladen, und ich möchte sagen im ernsten Stil. Die Kronen sind theils durchbrochen, theils nicht. Alle Ein- und Ausschnttte sind scharf und regelrecht. Die einzelnen Formen haben Proportion und ein gefälliges Ansehen. Die Ringe und Vertiefungen sind mit Geschmack vertheilt. Die Arbeit ist correct, und von solcher Schärfe und Genauigkeit, wie sie nur der Geometer verlangen kann.

Großmuth.

Es ist wohl ein großer Unterschied, edelmüthig und großmüthig zu seyn und zu handeln. Das erste setzt ein schönes, reines, von Menschenliebe und Tugend erfülltes Gemüth voraus, und besteht in der Art zu empfinden und zu handeln, daß man, um einen allgemein nützlichen und guten Zweck zu erreichen, oder

oder eine hohe Pflicht auszuführen, alle seine Kräfte und Güter aufbietet, und selbst sein Leben in Gefahr setzen kann. So handelt Aeneas, wenn er durch Qualm und Feuer seinen Vater fortführt, und ihn in Sicherheit bringt. So besteigt der Prinz Leopold von Braunschweig einen Nachen, um die Unglückli- chen in der Oderüberschwemmung bei Frankfurth zu retten, und findet in den Wellen seinen Tod. Zu dieser Klasse gehört der edle Mann, den Bürger besingt, und der nach glücklich ausgeführter Rettung die Börse verschmäht, welche ihm zur Belohnung angebothen wird.

Wenn zu dieser Eigenschaft eine erhabne, schöne, feste Denkart erfordert wird, so wird neben derselben, um großmüthig zu seyn, noch eine souveraine Selbstbeherrschung und eine Unterdrückung aller derjenigen Leidenschaften nöthig, welche dem Menschen natürlich sind. Wenn Timoleon die ganze Insel Sicilien von den Feinden gereinigt und geordnet hat, und den Titel und die Macht eines Königs mit Bewilligung aller Einwohner annehmen oder behalten kann, er es dennoch nicht thut, sondern seine Macht in die Hände der Nation niederlegt, und als ein Privatmann nur dann, wenn er befragt wird, mit Rath und Vorschlägen aushilft, übrigens keinen Vorzug, keine Auszeichnung genießt, als die Achtung seiner Zeitgenoßen: so ist die Verzichtleistung auf Ruhm, Glanz und Macht allerdings Großmuth.

Eben so war David großmüthig, als er seinem Feinde und Verfolger Saul gefährlich schaden konnte und er es dennoch nicht that. Großmüthig war Friedrich, als er einen abgedankten Offizier, welcher

eine

eine Schmähschrift gegen ihn geschrieben hatte, begnadigte. Der König über den anonymen Verfaßer äußerst erbittert, setzte einen Preis von 50 Friedrichsd'or auf seine Entdeckung. Der Offizier stellte sich selbst, um durch die ausgesetzte Belohnung seine unglückliche Familie zu unterstützen. Der König rief ihm zu: „Geht nach Spandau und erwartet da die Wirkung meines Zorns." Der Unglückliche emfing einen Brief und ging an den verhängnißvollen Ort. Der abgelieferte Brief an den Commandanten war folgenden Inhalts: „Ich übergebe das Commando von Spandau dem Ueberbringer dieser Ordre. Seine Frau und Kinder werden mit 50 Friedrichsd'or bald dahin nachkommen."

Ueber die Herabsetzung Friedrichs des Großen.

Um gewiße Erscheinungen der neueren Zeit zu erklären, hat man es seit zwei Jahren insbesondere gewagt, Friedrich den Großen selbst zur Untersuchung zu ziehen und sein Leben, seine Thaten, seine Verdienste zu prüfen. Man darf sich nicht wundern, wenn es manchem gelungen ist, die Schattenseite dieses großen Königes aufzufinden, und danach sein Gemählde ins Dunkle zu zeichnen, da es bei historischen Untersuchungen gar zu leicht ist, das zu finden, was man zu suchen sich vorgenommen hat. Mehr aber muß man erstaunen, wenn diese unvortheilhaften Ansichten, die man von dem großen König giebt, als ein Verdienst angesehen werden, welches man

um

um die Menschheit erwerben will, oder wenn man mit diesen Versuchen noch nicht zufrieden, Männer von Ruf auffordert, die Geschichte Friedrichs so zu bearbeiten, daß Licht und Schatten gleich bemerkbar ins Auge fallen. Man kann nicht anders als mit Betrübniß die Gefühllosigkeit solcher Menschen betrachten, die es darauf anlegen, die unermeßlichen Verdienste eines Fürsten lange nach seinem Tode zu verkleinern, der im Leben groß genug war, die bittersten Schmähungen zu verachten, und dessen Name von dem rechtlichen Theile seiner Nation abgöttisch verehrt wird.

Will man das Unglück, das unseren Staat getroffen hat, von Friedrich dem Großen ableiten, so wird man Folianten schreiben, und die ganze Geschichte verfälschen müssen, um dies wahrscheinlich zu machen. Man würde aber eben so gut thun, diese Katastrophe dem großen Waldemar, Otto dem Faulen, Jobst von Mähren, oder Johann Siegsmund zuzuschreiben. Denn will man den trivialen Satz, daß die Gegenwart eine nothwendige Folge der Vergangenheit sey, benutzen, so muß man in die Geschichte der brandenburgischen Regenten so weit, als man nur kann, hinuntersteigen und die Schuld entweder vertheilen, oder sie dem ersten Fürsten, als der Quelle alles Uebels, beimessen.

Dieser Satz wird aber sehr übel angewendet, wenn man ihn zu einem Erklärungsmittel bei den Unglücksfällen, oder dem günstigen Aufblühen eines einzelnen Reiches gebraucht. So richtig er in Beziehung auf die ganze Geschichte der Menschheit ist, so falsch ist er in Rücksicht einzelner Staaten. Diese kön=

können vortreflich gegründet, musterhaft eingerichtet, auf das Beste verwaltet worden seyn oder werden, und sie stürzen doch über den Haufen. Die gute oder schlechte Verwaltung verhütet, oder befördert nur die innere Zerrüttung. Die von außen heranbrausenden Stürme, die gewaltsamen Einwirkungen auswärtiger Revolutionen, Völkerwanderungen, starke, zahllose Kriegsheere werfen auch den besten Staat nieder, der die festeste Grundlage in der Vergangenheit und Gegenwart hatte, um noch lange zu bestehen und vortreflich zu gedeihen. Das Wohl eines einzelnen Staates hängt nicht allein von seiner inneren Güte, sondern von den Ereignißen um ihn her, von dem Willen und den Absichten benachbarter Reiche zugleich mit ab.

Friedrich der Große hat doch wohl die französische Revolution nicht veranlaßt, noch weniger seinen Staat so entkräftet, daß er nothwendig schnell sinken mußte? Die Einrichtungen, welche er machte, haben lange für musterhaft gegolten, und sind von allen Nationen nachgeahmt worden. Sie waren für sein Zeitalter die zweckmäßigsten, die man finden konnte. Würden sie seit gestern und heute entbehrlich, so muß man bedenken, daß wir auch in einem anderen Zeitalter leben, das nicht das seinige war. Er machte seinen Staat mächtig, blühend, glücklich, er führte sein Volk zu Licht, Aufklärung, und vernünftigem Gebrauch aller seiner Kräfte, er beseelte Industrie, Fabriken, Handel, er errang dem preußischen Namen jene Unabhängigkeit und Freiheit, wodurch Völker gedeihen und glücklich werden. Daß ein Unglück, welches den ganzen Europäischen Continent

tinent getroffen hat, endlich auch uns viele der Vortheile raubte, die Friedrich errungen hatte, ist doch wohl nicht seine Schuld, sondern muß mehr in den äußeren politischen Verhältnißen, als in der von Friedrich organisirten inneren Verwaltung gesucht werden.

Die neuere Zeit hat viele große Thaten gesehen. Reiche sind gestürzt und erobert worden. Aber die Kräfte, mit denen dies ausgeführt wurde, waren ungeheuer und so überwiegend, daß der Erfolg ganz natürlich war. Aber von Friedrich kann man behaupten, er that mit wenigem viel, führte ungeheure Dinge mit beschränkten Mitteln aus. Wäre er so glücklich gewesen, immer nur mit einer von den vielen und furchtbaren Mächten in Krieg verwickelt zu werden, die ihn übereinstimmend alle zu gleicher Zeit angriffen, welche Resultate hätte dann sein Schwert hervorbringen müssen! Wo hat je ein König mit einer Hand voll Leuten, mit so wenigen Mitteln sieben Jahr so zahllosen Feinden Widerstand geleistet, ohne eine Handbreit Land zu verliehren? Wo war ein König, der so viel Kunst, Wissenschaft, Geschmack, Einsicht, Kraft und Tapferkeit vereinigte, und alles nur auf den einzigen Zweck richtete, seine Nation mächtig, reich, verständig, glücklich zu machen? Freilich war er kein Gott, und folglich immer ein Mensch, aber, bei allen so genannten Schwächen ein so großer Mensch, ein so großer König, daß er das Idol seiner Zeitgenossen und das Vorbild der Nachwelt wurde, die ihm denn auch in Krieg und Frieden mit Nutzen nachgeahmt hat.

Die

Die Sucht etwas neues zu sagen, führt oft zu Ungerechtigkeiten. Es scheint, daß gewiße Menschen so große Eigenschaften und Verdienste, die wir in dem einzigen Friedrich bewundern, nicht ohne Neid ansehen können, oder als komme es ihnen zu einförmig vor, so vieles Gute in einer königlichen Person beisammen zu finden, daß sie sich bemühen, dazwischen auch etwas Böses aufzusuchen. Andere werden zu dieser elenden Mühe durch die Sucht Parallelen zu ziehen, verleitet. Da wird denn, jenachdem man Aehnlichkeiten, oder Unähnlichkeiten zeigen will, hier abgeschnitten dort zugesetzt, hier mit Tinte, dort mit Gold gemahlt, und ein Gemählde verunstaltet, das keinem, als nur sich selbst ähnlich ist! Aber die angestrengtesten Bemühungen des bösen Willens werden die Achtung und Ehrfurcht nicht schwächen, mit der die Nation die Asche des großen Königs segnet!

Den Engländern fehlt Niesewurz.

Bei der allgemeinen Blokirung und Sperre der Seehäfen, zweifeln viele, ob die Engländer sich, oder andern mehr dadurch schaden mögen. Die unmittelbaren Produkte aus England können wir zum Theil entbehren oder ersetzen; nicht so mit dem, was wir über England bekamen, mit den Kolonialproducten. Die Engländer gegentheils wissen das, was ihnen Schlesien lieferte, vielleicht noch besser zu ersetzen. Eine Kleinigkeit ist indeß doch zu bemerken, weil sie den meisten Schlesiern unbekannt seyn möchte.

möchte. Die Engländer verschrieben sonst eine ganze Quantität weissen Niesewurz von Krumhübel zum Behuf ihrer Bierbrauereyen, und bey ihren Schiffen als ein Mittel gegen den Wurm, und dieser — fehlt ihnen nun!

†

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Landhaus.

Räthsel.

Aus zwei Silben besteh' ich,
Vorwärts und rückwärts gelesen,
Bleib ich dasselbe Wesen,
Wagen und Menschen fürchterlich;
Wenn sie rasch an mich prellen,
Und sich mit einem Strich
Nasen und Achseln zerschellen.

Dieser Erzähler wird jeden Sonnabend ausgegeben, und ist in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth in Breslau so wie auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben.

10. 11.



Königl: Palais zu Sans Souci